

Reisebriefe

aus

Russisch Central-Asien

von

Dr. Max Friederichsen.

Separatabdruck aus „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft
in Hamburg, Band XVIII 1902“.

HAMBURG:
L. Friederichsen & Co.
(Inhaber Dr. L. Friederichsen).
1902.

Reisebriefe aus Russisch Central-Asien.

Von Dr. **Max Friederichsen.***)

Poststation Merke (Gouvernement Semirjetschensk),
24. Mai 1902.

Meine Reise ist bisher programmässig verlaufen. Nachdem ich noch am 3. Mai der Monats-Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin beigewohnt und dort von meinen Freunden und Bekannten Abschied genommen hatte, reiste ich am selbigen Abend um 11 Uhr mit dem Schnellzuge nach Warschau. Früh 7 Uhr des 4. Mai erreichte ich die russische Grenze in Alexandrowo, wo die Gepäckrevision mit Hilfe meines officiellen Empfehlungsschreibens äusserst koulant gehandhabt wurde, wenn ich es auch nur mit Mühe verhindern konnte, dass man mir kurzer Hand den Sack meines Zelttes mit dem Messer auftrennte. Der betreffende Zollbeamte, dem das Aufbinden des Sackes zu langweilig schien, hatte anscheinend nicht gemerkt, dass man auch ohne diese einschneidende Operation zum Ziele kommen könnte. Nach zweistündiger Pause war die gesammte Revision des im Zuge befindlichen Gepäcks erledigt und um 9 Uhr fuhr der Zug weiter nach Warschau. Im Coupé sass ich mit einem gut deutsch sprechenden Warschauer Fabrikdirektor zusammen, welcher mir im Laufe der Unterhaltung ein jenseits der Grenze gekauftes Berliner Tageblatt reichte, welches von der russischen Censur arg beschnitten worden war. Grosse Theile des politischen Inhalts, welche sich auf aktuelle russische Angelegenheiten bezogen, besonders auf die Studenten-Unruhen, waren herausgeschnitten. Wie sehr unter der Pression der russischen Jugend auch die ältere Generation zu leiden hat, ging mir klar aus den Klagen und Erzählungen dieses Reisegefährten hervor.

Wenn ich auch bereits aus dem Jahre 1897 die Route Alexandrowo-Warschau kannte, so fielen mir doch diesmal wieder ganz besonders peinlich die abscheulich hässlichen und schmutzigen Gestalten der die Bahnhöfe bevölkernden Juden auf. Sie sind wahrlich die reine Karrikatur auf die Gattung Mensch!

*) Verfasser ist als Geograph und Geologe an einer von der Universität Tomsk ausgesandten und im April a. c. von dort unter Leitung des Botanikers Prof. W. W. Saposchnikow aufgebrochenen wissenschaftlichen Expedition zur weiteren Erforschung des Tienschan (Himmelsgebirge) theilhaftig.

In Warschau angekommen galt es, möglichst schnell zum Terespoler-Bahnhof hinüberzukommen. Gottlob hielt der klapperige Iswoschtschik, den ich zur Ueberführung meines umfangreichen Gepäcks engagirte, die 10 Pud Last aus, wenn er auch ächzte, stöhnte und in allen Fugen krachte.

Auf dem Terespoler Bahnhof nahm ich ein direktes Billet nach Baku und expedirte mein Gepäck ebenfalls direkt von dort zu den Ufern des Kaspi-Sees. Im Wartesaal sah es vor Abgang des nach dem grossen Wallfahrtsort Kiew fahrenden Zuges echt russisch-polnisch aus. Dichtgedrängt standen und sassen die Passagiere neben oder auf ihrem Gepäck, welch' letzteres bei reisenden Russen infolge der mitgenommenen Bettwäsche und Fourage niemals an Umfang und Zahl der einzelnen Stücke zu wünschen übrig lässt. Eine alte, anscheinend auf der Pilgerfahrt nach Kiew befindliche Frau trugen 2 Gepäckträger auf einem mächtigen Armsessel daher. Möge der Glaube an den Nutzen der Wallfahrt sie von ihrem thatsächlichen oder eingebildeten Leiden befreit haben!

Um 4 Uhr fuhr der gut und geräumig eingerichtete Schnellzug ab. Im Coupé sassen mit mir 2 deutschsprechende Juden, die ihren Geschäften nachgingen und von denen der eine sich durch ziemlich ungehobeltes Benehmen gegen Buffetkellner und ähnliche niedergestellte Leute unangenehm auszeichnete. Die Nacht verlief normal, da das Coupé und die aufklappbaren Liegeplätze, wie bei allen guten russischen Eisenbahnzügen geräumig und bequem waren.

Am Montag, den 5. Mai, morgens 11 Uhr kam ich in Kiew an. Da ich bis 6 Uhr 35 Minuten abends Zeit hatte, beschloss ich selbstverständlich, mir Kiew genauer anzusehen. Ich werde es nie bereuen, denn die sogenannte „Mutter der Städte Russlands“ ist zweifellos eine der charakteristischsten und interessantesten Städte, welche ich im Zarenreich gesehen habe. Alt, „heilig“, originell! Die Stadt liegt zum grössten Theile auf der Höhe des hier wohl 80 Meter steil abstürzenden Dnjepr-Ufers und bietet, besonders vom Fluss und der ihn überspannenden mächtigen Eisenbahnbrücke aus, einen ungemein malerischen Anblick, dabei echt russisch durch die Unzahl der blauen, grünen, rothen und vergoldeten Kirchen- und Kloster-Kuppeln. Ein Theil der Stadt, welcher „Podol“ heisst, liegt auf einer niedrigen, sandigen Anschwemmung, nicht viel höher, als das Flussniveau und nicht viel oberhalb der grossen Truchanow-Insel, welche der hier vor Kiew sich in mehrere Arme theilende Dnjepr umpült. Zur Zeit war der Strom noch von den Frühlingsregen stark angeschwollen und die grössere Hälfte der Truchanow-Insel noch unter

Wasser, sodass das gesammte Flussbild ein meerartig erweitertes und imposantes war. Der Bahnhof der Stadt liegt, wie meist bei russischen Städten, kilometerweit vom Centrum der Stadt entfernt und wird mit letzterer durch eine elektrische Bahn verbunden. Nach Durchfahung einiger unbedeutender Strassenzüge fährt diese direkt auf den Hauptstrassenzug zu: auf den „Kreschtschatik“, der Schlag- und Pulsader Kiews mit dem echt russischen Treiben, mit den zahllosen kleinen Iswoschtschiks, ihren wattierten Kutschern und flinken Pferden, mit den grell und roh bemalten Namen- und Firmenschildern! Besonders oft wird man auf diesem „Kreschtschatik“ angebettelt, da zerlumptes und verarmtes Pilgervolk aus allen Theilen des weiten russischen Reiches hierher als Pilger zusammenfluthen. In keiner Stadt Russlands ist mir der gewaltige Gegensatz zwischen Arm und Reich so sichtbarlich vor die Augen getreten, wie hier in Kiew. Es konnte wirklich vorkommen, dass man vor der Armuth, dem starrenden Schmutz und der Zerlumptheit eines solchen Mushiks wahrhaft erschrak. Aber schnell siegte das Interesse an einer solchen Figur über den anfänglichen Ekel, und bald fand ich die Lumpen so malerisch, wie Lumpen nun einmal immer sind.

Nachdem ich einen Spaziergang am Dnjepr-Ufer gemacht hatte, stieg ich von dieser Seite zum hohen Bergufer die steilen, von Regen schlüpfrigen Lehmwände hinan und stand nun vor dem weltberühmten National-Heiligthum Russlands, der „Lawra“ Kiews. Diese Lawra stellt eine um eine Kirche und einen neben ihr freistehenden Glockenthurm gebaute Klosteranlage dar, in welcher eine Anzahl Mönche wohnen. Der Hof dieses Klosters wimmelt von einer Unzahl frommer Pilger. Männer, Frauen, Kinder, Greise lagern hier an allen Ecken und Kanten auf ihren Bündeln und Habseligkeiten. Nicht selten sind diese Pilger mit schwärenden Wunden und hässlichen körperlichen Leiden behaftet, für welche dieses arme und von der Kirche systematisch dumm erhaltene russische Bauernvolk hier in Kiew Heilung erhofft. Auf diese Stupidität und diesen kindlich thörichten Aberglauben haben denn auch hier in Kiew die Klosterbrüder mit wahrhaft beneidenswerthem kaufmännischen Sinne spekulirt, indem sie den zahllosen Pilgern für allerhand heiligen Mumpitz ihr Bischen Geld mit grösster Gründlichkeit aus der Tasche ziehen.

Zu den Hauptsehenswürdigkeiten und der Hauptopferstelle für ungezählte Kopeken armer Wallfahrer gehören die sogenannten „peschtscheri“, das weltbekannte Höhlenkloster Kiews. Zu dem Eingang dieses unterirdischen Klosters steigt man gegenüber dem Hauptportal der Lawra auf vielen Hundert mit einem bretternen

Bogengang überspannten Stufen hinab. Wenn ich hier dem dortigen und auch sonstigen Sprachgebrauch in der Litteratur folgend von einem Höhlen-Kloster spreche, so hat man sich darunter nichts weiter vorzustellen, als eine Reihe von in die Lehmsteilwände des Dnjepr-Ufers gegrabener labyrinthischer Gänge mit einer grossen Zahl an und in ihnen gelegener Einsiedlerzellen. In diesem unterirdischen Labyrinth dauernd zu leben und zu vegetiren, muss in der That ein recht hartes Stück Arbeit gewesen sein, besonders wenn man sich noch zu alledem freiwillig bis an den Hals eingraben liess, wie solches von einem dieser Höhlenkloster-Besiedler erzählt wird. Alle diese merkwürdigen Heiligen, welche in diesem Exil lebten und starben, kann man nun heute in ihren offenen Särgen liegen sehen, anbeten, küssen, bewundern oder was sonst immer gefällig sein mag. Und dies geschieht denn auch von den Wallfahrern dieser heiligen Stätte mit einer rührenden Konsequenz. An einer Stelle wird ein zinnernes kleines, hohles Kreuz gezeigt und dazu erzählt, dass der Heilige X das Gelübde abgelegt habe, niemals pro Tag mehr Wasser zu trinken, als dieses merkwürdige Hohlmaass fasse. Natürlich müssen auch sämtliche frommen Pilger aus diesem Kreuze geweihtes Wasser trinken, ohne dass Jemand daran denkt, wie hygienisch verwerflich diese Prozedur genannt zu werden verdient. Es dürfte wohl sehr fraglich sein, ob nicht mehr Menschen durch Ansteckung auf diese oder ähnliche Weise in dem „Bannbereich der Lawra“ unglücklich und krank geworden, als genesen sind. Ich muss gestehen, dass dieser mannigfache religiöse Humbug, zu dessen Bewunderung man durch die endlosen Erklärungen des führenden Klosterbruders animirt werden soll, den Eindruck des Todes abschwächt, welcher sonst in dieser eigenartigsten aller mir bisher bekannt gewordenen religiösen Kultusstätten sich bleiern auf alle Glieder legt.

Dieser eigenartigen Klosteranlage der Lawra gegenüber fällt an Originalität das zweite Heiligthum Kiews, die alte Sophienkirche ziemlich ab, wenngleich auch sie wie die Lawra von ungezählten Pilgerschaaren ständig umlagert gehalten wird.

So vergingen die Stunden des Aufenthaltes in Kiew schnell. 6 Uhr 35 Minuten p. m. ging es weiter nach Woroschba. Der Eisenbahnzug war sehr überfüllt und in meinem Coupé ging es während der Nacht sehr russisch her, d. h. man rauchte Cigaretten, kochte Thee, schnarchte, schlief und nahm in Bezug auf die Platzfrage weniger Rücksicht auf den lieben Nachbarn, als auf das eigene Ich. An Schlafen war wenig zu denken, zumal um 4 Uhr 15 Minuten a. m. in den Zug nach Charkow umgestiegen werden musste.

Am Dienstag, den 6. Mai, 1 Uhr p. m. war ich in Charkow. In dieser Stadt war ich bereits 1897 gewesen. Der wenig angenehme Eindruck dieser langweiligen russischen Grossstadt war derselbe, wie damals. Heisse, schattenlose, staubige und schlecht gepflasterte Strassen, niedrige, meist nur einstöckige und vorwiegend orangegebläut angestrichene Häuser mit bunten geschmacklosen Firmenschildern, ein kümmerlicher zur Zeit noch nicht einmal belaubter sogenannter Stadtpark ergeben insgesamt ein ödes und reizloses Stadtbild, genau so reizlos wie grosse Strecken der Schwarzerde- und Steppengebiete in seiner unmittelbaren Umgebung.

Um 4 Uhr 15 Minuten ging es weiter in der Richtung auf Lossowaja, d. h. meilen- und aber meilenweit durch die ödeste Steppe, ohne Baum und Strauch und ohne grössere menschliche Siedlung. Ein entsetzlich eintöniges, lähmend langweiliges Landschaftsbild! — Nachdem mit einigen Schwierigkeiten und mehrfachem Umsteigen in Sinelnikowo der aus der Krim nach Rostow fahrende Schnellzug erreicht worden war, kam ich bei strahlendem Sonnenschein und ziemlich starker Wärme am Morgen des 7. Mai glücklich in Rostow an. Noch in der Nacht hatte ich im Coupé mit einem etwas deutsch sprechenden Fabrikbesitzer aus Moskau Freundschaft geschlossen. Mit diesem zusammen verbrachte ich die Wartezeit bis zur Ankunft des um 3 Uhr 15 Minuten fälligen Expresszuges Moskau—Baku.

Die Stadt Rostow macht einen recht hübschen, Charkow gegenüber freundlichen, im Hinblick auf Kiew aber sehr modernen Eindruck. Die Häuser der Hauptstrasse, der Ssadowaja, sind auffallend ansehnlich für südrussische Verhältnisse, mehrfach 2 Stockwerke hoch und in ziemlich barocker, abwechslungsreicher Architektur erbaut, wenn auch überladen mit geschmacklosen Stuckfiguren, zahllosen Erkern und mannigfachen Thürmchen. Die Ssadowaja ist mindestens 6 km lang und führt schliesslich zu dem armenisch besiedelten Theil der Stadt, nach Natschitschewan. Hier in der Peripherie der in der Horizontalen wie überall in Russland unendlich ausgedehnten Stadt werden die Häuser wieder unansehnlich und niedrig, ähnlich wie beispielsweise in der Peripherie Moskaus. Am malerischsten präsentirt sich Rostow, ganz ähnlich wie Kiew, von der Flusseite aus, besonders von der Brücke über den im Frühling sich meergleich dehrenden, schlammige Fluthen dahinwäzenden Don.

Für den nicht gerade gering zu nennenden Zuschlag von 15 Rubeln für eine Platzkarte erkaufte ich mir das Recht, den Schnellzug nach Baku benutzen zu können und verliess mit ihm 3 Uhr

15 Minuten Rostow. Ich hatte das Glück einen deutschen Reiseonkel aus Köln als Coupégenossen zu haben, welcher weit in der Welt herumgekommen war und mir bald ein unterhaltender Gefährte wurde. In der Nacht vom 7. auf den 8. Mai, welche in dem ungemein bequemen, auch für nächtliche Ruhe vorzüglich eingerichteten Expresszug zugebracht wurde, fuhren wir durch die Steppe des Kuban bis an den Fuss des Kaukasus, welcher am Morgen in ganzer Pracht vor uns lag. Die Gebirgskette präsentirte sich mir bei wolkenlosem Himmel, von frischem Neuschnee bedeckt, weit schöner und majestätischer als seinerzeit im Jahre 1897, wo Regen die Aussicht hemmte. Die Weiterfahrt über Petrowsk und Derbent brachte nichts Bemerkenswerthes und in der Nacht auf den 9. Mai langte ich programmässig, bei geradezu wunderbar schönem Wetter, ohne Hitze und Schwüle, in Baku an.

Das Hôtel „Europa“ in Baku, in welchem ich Quartier nahm, war ausgezeichnet sauber, frisch gestrichen und reinlich. Nach Art orientalischer Karawanseraien liegen die Zimmer um einen centralen Hof gruppiert, im Parterre und ersten Stock. Da mir die Stadt und die Petroleumfelder bereits von früher bekannt waren, benutzte ich meine Zeit vorwiegend dazu, um meine geschäftlichen, d. h. Reise-Angelegenheiten zu ordnen. Ich erhob bei dem lebenswürdigen Herrn Pingoud, dem Vertreter der Mineralölwerke Albrecht & Co. in Hamburg, Geld und erhielt durch den stellvertretenden deutschen Consul, Herrn Dassel, auf Grund meines Empfehlungsschreibens der Abtheilung für auswärtige Angelegenheiten der Hamburgischen Regierung ein Empfehlungsschreiben an den Generalgouverneur von Turkestan in Taschkent. — Die Trostlosigkeit der Lage Bakus, der Schmutz und die Naphtaschmiere in den Fabrikvierteln, die unreine naphtareiche Luft und alle die anderen Schändlichkeiten Bakus kamen mir auch dieses Mal wieder so recht vor Augen. Wie gefährlich obendrein die ganze Situation der Siedelung innerhalb dieser ungeheuren Oelmassen werden kann, illustrierte mir ein, wie extra zu meiner Belehrung in Scene gesetzter Brand einer gewaltigen offenen Naphta-Ambare in unmittelbarer Nähe des Pingoud'schen Grundstücks. Die wirbelnden schwarzen Rauchmassen, die leckenden und züngelnden Flammen, die kolossale Höllengluth in der Nähe der brennenden Oelmassen war imponirend und schreckenerregend zugleich. Man konnte sich wohl vorstellen, welch' ein entsetzliches Unheil das Ausfliessen und Ueberkochen eines solchen brennenden Naphtabeckens unter tiefergelegenen Arbeiterwohnungen mit ihrer ungezählten Bewohnerschaft anrichten kann, wie solches im Oktober 1901